

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 112 (1986)

Heft: 14

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein wenig Sibirien

Der Begriff «Sibirien» jagt den meisten Menschen einen Schauer über den Rücken. Die Vorstellung des Landes wird verbunden mit der Vorstellung von Straflagern, Deportationen und Verbannungen. Diese Infernos gibt es ohne Zweifel, doch von ihnen

Von Leni Kessler

haben wir natürlich nichts gesehen. Uns erschliesst sich eine so einzigartige Welt, dass wir zu träumen wähnen. Der Blick durch das Fenster unseres Hotels in Irkutsk lässt mir den Atem stocken. Starrgefroren liegt die Angara unter mir, und weil die Luft kälter ist (-34 Grad) als das Wasser, steht dichter Dampf über der Oberfläche des Flusses. Der Himmel ist eisblau, die Sonne

zaubert silbrige Reflexe hervor. Viele Kinder spielen auf dem Fluss, und die Eltern, in schwere Mäntel gehüllt, schauen ihnen zu. Unter riesigen Plastiktüten kaufen geduldige Fischer. Sie haben Löcher ins Eis gebohrt und halten die Angelschnur ständig in Bewegung, damit sie nicht einfriert.

Am nächsten Morgen fahren wir mit dem Bus in die Taiga; schön und schweigend bietet sie sich uns dar. Endlos sind die Kiefern- und Birkenwälder. Ab und zu passieren wir eine kleines Dorf. Alle Siedlungen bestehen aus sorgfältig gebauten Holzhäusern. Farbenfroh leuchten die nach dem Geschmack des Besitzers gestalteten Fensterverzierungen. Lebhafte Farben herrschen vor, als ob dadurch die bedrückende Einsamkeit des langen sibirischen Winters aufgehoben werden sollte.

Der Bus hält an, und mutig stapfen wir eine halbe Stunde durch den Wald zu einer Blockhütte. Dort wird ein Picknick geboten. Ein offenes Feuer brennt im Ofen, wohlige Wärme hüllt uns ein; an die Fensterscheiben zaubern dicke Eisblumen herrlich-

che Ornamente. Es ist urgemütlich, den Tee gibt's natürlich aus dem Samowar, dazu gefrorene Heidelbeeren und Wodka.

Danach geht's weiter zum Baikalsee, und ein Spaziergang auf der mehrere Meter dicken Eisecke wird zum unvergesslichen Erlebnis.

In einem schmucken Dörfchen können wir im winzigen Laden fremdartige Köstlichkeiten einkaufen. In Sibirien ist das Warenangebot reicher als in Moskau.

Der folgende Tag wird zum Höhepunkt unserer Reise. Wir besteigen für zwei Tage die Transsibirische Eisenbahn. Dort treffen wir unzählige junge Leute, die in Sibirien eine Stelle gefunden haben. Wir treffen Soldaten auf Urlaub und eine Menge Bauern, die ihre Waren zum nächsten Markt bringen. Die Frau Zugführerin unterhält in ihrem Abteil einen kleinen, stets brennenden Ofen, auf dem fortwährend in einem Samowar Tee für alle Reisenden bereitet wird.

Kaum haben wir uns einigermassen eingerichtet, erscheinen «Mütterchen», «Väterchen» und «Brüderchen» zu Besuch. Mit

Krimsekts, Schachbrett und einer scheuen Herzlichkeit. In Zeichensprache werden neue Freundschaften geschlossen, und während der Transsib durch die froststarrende, tief verschneite Taiga rast, herrscht bei uns bald eine allesumfassende Fröhlichkeit. Ein Offizier lädt am Abend die ganze Gruppe zu seinem Geburtstag ein, und wir lernen, begleitet auf der Balalaika eines Pelzjägers, schwermütige russische Lieder. – Und umgekehrt: Unser Lied, das «Munotglöcklein», wird mit so grosser Begeisterung aufgenommen, dass alle unbedingt wenigstens den Refrain singen wollen. Es wird eifrig geübt, und als wir nach zwei Tagen den Zug verlassen, begleiten uns die neuen Freunde auf den Perron und singen zum Abschied gekonnt unser Lied. – Schade, wir werden sie niemals wiedersehen.

Sergej, unser Reiseleiter, drückt mir fest die Hand, und ich werde nie vergessen, was er leise sagt: «Worum ich euch, die ihr aus dem Westen kommt, beneide, ist nicht Reichtum und all das Besserhaben. Ich beneide euch um die grenzenlose Freiheit.»

Urwaldminiaturen

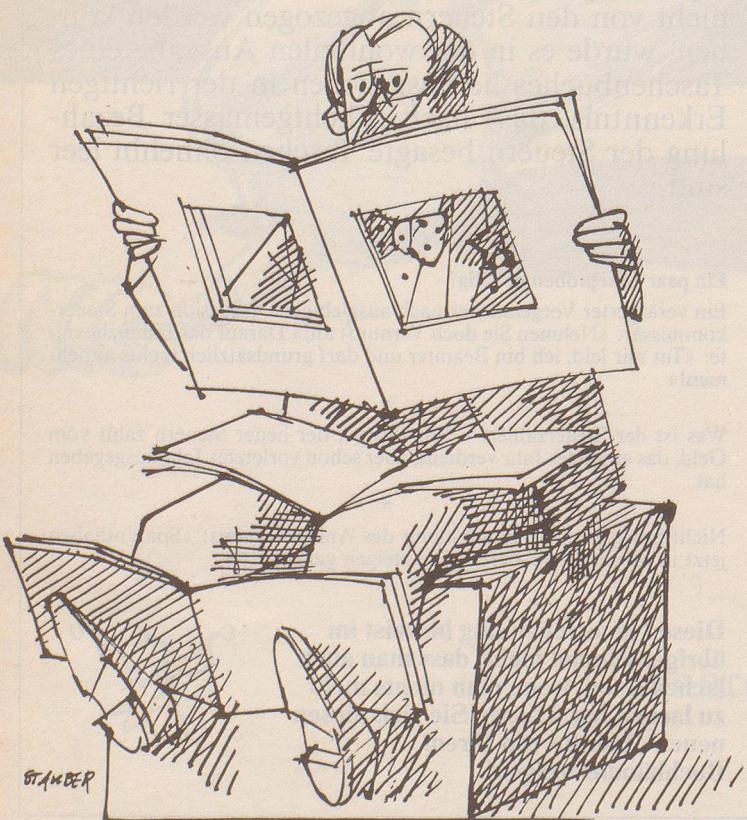
Es war einmal eine grosse Stadt, in der befand sich ein verwinkelt gebautes Haus. Die Bewohner kannten sich nicht, und so bot niemand Gruss und Segen, wenn man sich zufällig in den verschiedenen Gängen begegnete. Ein jeder tat, was er wollte, und wie er es wollte. Dem Hauswart war's recht, er war jung, unerfahren und wohnte weit entfernt vom verwinkelten Haus. Die Verwaltung war zwar erfahren, aber am Hausgeschehen wenig interessiert. So lebten die Bewohner durch die Tage wie auf einem Schiff ohne Steuermann, auf dem es zwar eher unordentlich zu und her ging, doch Klippen wurden vermieden.

Bis eines Morgens eine neue Hausordnung dem individualisierten Schlendrian entgegenwirken sollte. Da flammt Unmut auf in einer Bewohnerin, die am längsten die Freiheiten des Hauses genossen hatte und die sich dementsprechend mit einer gewissen Machtbefugnis versehen

hatte. In der irrigen Meinung, einer Mitbewohnerin habe man diesen Angriff auf altbewährte und angenehme Gewohnheiten zu verdanken, schritt sie zur Tat, um im Keim zu ersticken, was da aus heiterem Himmel ihren Rechten und Interessen zuwidert. Sie schritt von Tür zu Tür, durch alle verwinkelten Gänge, sammelte Unterschriften, dem drohenden Übel Einhalt zu gebieten durch ein demokratisch erwirktes Veto – mit leicht undemokratischen Mitteln zwar: Aber wer merkt so etwas schon, wenn er plötzlich, ohne Vorwarnung, zur Unterschrift gebeten wird?

Was bereitete Kunst vermag, wie leicht des Menschen Sinn von Friedfertigkeit in Protest umschlägt, wenn man ihm zu beweisen versucht, dass seine Rechte auf dem Spiel stehen, das erfuhr man damals in jenem Haus in der grossen Stadt.

Da standen sie, die Namen alter, die einander nicht kannten, unter den selbstbewusst geformten Zeilen der Urheberin, die als erste gezeichnet hatte, in strammen, grossen, verwinkelten Schriftzügen, gefolgt von Kringeln und Paraphen, Fahnen und Pfeilen, naiv Leserlichem unter



geschnörkelt Unleserlichem: ein geschriebener Niederschlag menschlicher Zwiespältigkeit. Auch das gerade eingezogene Ehepaar gab der unbekannten vermeintlichen Übeltäterin zu verstehen, es wisse sich rechtzeitig zu wehren.

Auf unserem Planeten war es schon immer das Vorrecht der Schwachen, mit den Wölfen zu heulen. In der Wüste, im Urwald und anderswo ...

Ellen Darc

Kaffeeklatsch

Bevor ich zu Brigitte Geburtskaffee ging, musterten mich meine Töchter und stellten fest, dass ich in diesem Aufzug nicht aufkreuzen könne. So vertauschte ich die Jeans mit einem Rock und zog los. Vor Brigitte Haus standen einige protzige Autos, und ich kam mir sonderbar vor, weil ich zu Fuss gekommen war. Brigitte öffnete mir lachend die Tür und sah niedlich aus in ihrem neuen Seidenkleid. In der Stube sassen fünf Damen, alle geschmackvoll gekleidet und gut frisiert. Ich kannte zwei vom Sehen, die anderen noch nicht.

Das Gespräch drehte sich um Diebstähle, Schmuck, Banksafes und Alarmanlagen. Ich wusste nichts Wesentliches beizutragen und erschien unbeteiligt, denn eine der Damen bemerkte pikiert: «Frau Jung interessiert sich nicht für diese Dinge.» «Doch, doch», log ich und setzte mein höflichstes Lächeln auf.

Wir wurden zum Kaffeetisch gebeten. Glücklicherweise setzte sich Antje, Brigitte Jüngste, neben mich und verwinkelte mich in ein Gespräch über die Möglichkeiten der Frau als Politikerin.

Die Kuchen schmeckten ausgezeichnet, obwohl sich die Damen nun angeregt über Diäten, Schlankheitskuren und Ärzte unterhielten. Zu meiner Beruhigung konnte ich feststellen, dass sie sich noch nicht im totalen Hungerstreik befanden, denn sie häuften genüsslich Schlagrahm auf den Kuchen. – In den Kaffee liessen sie Süßstofftabletten gleiten. Antje und ich waren ins Gespräch vertieft, als wir darauf aufmerksam gemacht wurden, dass sich die Runde gerne wieder in den Salon begeben würde, vor ausgesetzt, wir ässen unseren Kuchen endlich auf. Betroffen schaukelten wir den restlichen Kuchen in uns hinein.

In der traulichen Sitzecke reichte Brigitte Champagner, und wir tranken auf das Geburtstagskind. Das Gespräch drehte sich nun um Abtreibungen. Einstimmig wurde festgestellt, dass jede Abtreibung Mord sei. Ich fragte, was man von der Fruchtwasseruntersuchung halte, die man ja ausführen lässt, um das Kind, falls es behindert sein wird, nicht auszutragen zu müssen. – Das sei natürlich etwas anderes, wurde ich belehrt.

«Ich glaube, keine Frau hat das Recht, eine andere Frau anzuklagen, weil sie nicht in der Lage ist, ihr Kind zur Welt zu bringen, aber ich kann nicht verstehen, warum eine Abtreibung bei normalen Kindern ein Mord sein soll und bei behinderten Kindern nicht», sagte ich.

«Das Normale ist das Natürliche und das Fortpflanzungswürdige», wurde ich belehrt.

«Wer sich mit behinderten Menschen abgibt, opfert sich auf – oder stumpft ab. Behinderte haben alle einen Knacks», meinte die Gattin des Schuldirektors.

Nun mischte sich Brigitte ins Gespräch. Ihr Ältester ist behindert. «Wenn manche Leute Stefan unverschämt anschauen und dazu noch dumme Bemerkungen machen, sage ich einfach: «Haben Sie noch nicht genug gesehen?» erzählte sie.

«Das solltest du nicht sagen», meinte die Frau des Advokaten. «Sag lieber: «Danken Sie Gott, dass Sie gesunde Kinder haben.»»

Man stelle sich vor, da sitzt Brigitte mit ihrem erwachsenen behinderten Sohn und sagt zu einer fremden Person, die ihren Sohn anstarrt: Danken Sie Gott, dass Sie gesunde Kinder haben. – Was geht da wohl im Sohn vor?

Früher als üblich verabschiedete man sich.

Als ich Brigitte einige Tage später beim Einkaufen traf, berichtete sie mir, dass sich keine der Damen wie üblich bei ihr für den Kaffee bedankt habe.

«Tut mir leid», sagte ich. Wir schauten uns an und mussten plötzlich lachen. Barbara Jung



ECHO AUS DEM LESERKREIS

Heisse Tips (Nebelspalter Nr. 6)

Sehr geehrter Herr Wolfer
Der alte Spruch heisst: «Der Mann sucht die Frau, aber er wird geheiratet.»

Die Psychologen behaupten folgendes: Auf eine Frau mit hohen Absätzen, kurzem Röckchen, möglichst eng anliegender, ausgeschnittener Bluse, langem Haar, möglichst blond, knallrot geschminktem Mund fallen 98 Prozent der Männer herein!

Damit wir Frauen wissen, bei wem es sich lohnt, diese «Passivitäten», gepaart mit dem nötigen Hüftschwung und Augenaufschlag, einzusetzen, schlage ich vor, alle Männer, die «noch zu haben» sind, «Männlein» zu nennen.
Ich habe es oft erlebt, dass bei der Partnerwahl der Mann einiger überdeutlicher «heisser Tips» bedarf, bis er glaubt, dass ausgegerechnet er der Auserwählte ist.
Mit freundlichen, passiven Grüßen

A. Disqué

Mitmensch genug (Nebelspalter Nr. 7)

Liebe Eva Jung
Ich komme jeden Tag durch die von Ihnen beschriebene Bahnhofspassage und begegne dabei natürlich oft jüngeren und älteren Menschen, die die Flucht in den Alkohol oder in Drogen gewählt haben. Der Eindruck, den sie bei mir hinterlassen, geht so tief, dass ich nicht zu photographieren brauche. Ich frage mich daher, was die Photographiererei überhaupt soll. Ein abschreckendes Beispiel für unser gutbürgerliches Wohlbehagen?

Ob ich Mitmensch genug gewesen wäre und den Mut gehabt hätte, mich neben den jungen Mann zu setzen und mit ihm zu reden, weiß ich nicht. Ich bin aber ganz sicher, dass ich Mitmensch genug gewesen wäre, ihn nicht zu photographieren!

Mit freundlichem Gruss
Linda Briendl

Momo (Nebelspalter Nr. 8)

Liebe Miryam
Kennst Du «Momo» (von Michael Ende)? –
Momo, ein kleines Mädchen, stellt eines Tages traurig fest, dass immer weniger Leute Zeit haben. Als auch seine Freunde in Zeitnot geraten, kommt Momo endlich dahinter, wer all die Zeit stiehlt: die grauen Männer. Die Leute geben ihre eingesparte Zeit diesen grauen Männern mit der Zeitbank, im guten Glauben, die Zeit einmal mit Zinsen zurückzuerhalten. Doch die grauen Männer brauchen diese Zeit für sich selber,

denn sie ist ihre Lebenskraft ... Miryam, bleibe Du getrost eine kleine Momo, die noch Zeit hat für andere. Schmolle nur nicht, wenn andere einmal hasten. Vielleicht musst Du ihnen noch ein wenig Zeit lassen. Geduld haben ist ja ebenso wichtig wie Zeit haben.

Freundlich grüßt Dich Regula

Understatement (Nebelspalter Nr. 8)

Liebe Heidi

Ja, es gibt Leute, die in Gesellschaft mit Virtuosität ihr «Imitsch» aufzupolieren verstehen und versuchen, ihren Aussagen Gewicht zu geben, indem sie illustren Bekannten in den Mund legen.

Ob man das lernen könne, fragen Sie. Natürlich kann man das. Da Sie Ideen haben, wie Sie schreiben, mache ich den Vorschlag, es einmal in Richtung «Understatement» zu versuchen.

Auf die Bemerkung: «Meine Schwester, die Ärztin, sagt immer ...» antworten Sie: «Dasselbe sagt mein Bruder, der zurzeit eine Gefängnisstrafe absitzt.» (Je nach Lust und Laune oder gehabten Gläslein Wein können Sie ruhig ausschmücken wie «wegen Meuchelmords» oder so.)

Auf die Bemerkung: «Wir steigen nur in den besten Hotels ab» sagen Sie: «Wir bevorzugen dritt-rangige Pensionen, weil ...»

Auf: «Mein Freund, der bekannte Professor ...» sagen Sie: «Wie mein Freund, der Tagelöhner ...» (oder der Hausierer).

Die Beispiele habe ich aus der Luft gegriffen, folgendes jedoch ist in Tat und Wahrheit passiert, und zwar an einer Klassenzusammenkunft: Das Greti plagierte mit seinen samt und sonders hochbegabten Super-Kindern, dass es langweilig wurde und niemand mehr zuhören mochte. Es war beim dritten Sohn angelangt, der soeben den Oberlehrer gemacht habe, und zwar mit so einmalig glänzenden Examennoten, dass er gleich ans städtische Gymnasium berufen worden sei. Da schaltete sich Ursi ein und rief mit frischer Stimme, auch sein Sohn sei Lehrer, allerdings ein Lehrer ohne «h», sozusagen ein Leerer. Er sei Kübelleiter bei der städtischen Kehrichtabfuhr. Er stehe jeden Tag um vier Uhr auf, arbeite als einziger Schweizer unter lauter Ausländern – und es gefalle ihm prima, sie seien ein hervorragend gutes Team!

Das befreite Lachen hätten Sie vernehmen sollen, das durch den ganzen Saal ging, und die Sympathiekundgebungen, die Ursi galten. Gutes Gelingen!
Herzlich, Ihre Suzanne